Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: 248 (1975)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Bernbiet ehemals und heute

Herrensitze um Thun

Der Strättligturm

Stadt und Land: der Boden für eine Gemeinschaft – sie kann blühen oder zerfallen. Blicken wir uns um und folgen dem Wege zur Gwattbucht. Er führt uns durch festgewordene Wiesengelände aus einst sandig-schlammigem Grund. Flaches Naturufer zieht eine weiche Linie. Lischenmoos breitet sich aus, Reste von Auenwald, Schilf. In den Obstgärten Pflaumen, Nüsse. Im Süden ein Moränenzug. Der Aaregletscher hat ihn aufgeworfen und dem Wasser und Eis der Kander den Lauf gegen Thierachern aufgezwungen. Bis zu hundert Metern erhebt sich der Naturwall über dem Spiegel des Sees. Oben winkt ein einsamer Turm: der Strättligturm. Der eben genannte, im Anfang des 18. Jahrhunderts in den Thunersee geleitete Fluss rauscht tief in den Felsen sein Lied.

Der Turm ist viereckig und voll gedrängter Kraft. Er reckt sich an die zwanzig Meter in die Höhe. Sein Grundriss wird «in Breite und Tiefe» auf dreizehn und achteinhalb Meter berechnet. Schiessschartenartige Öffnungen durchbrechen in regelmässigen Abständen die Mauer. Die Berner Obrigkeit hat den verlassenen Turm vor bald dreihundert Jahren als Pulverdepot eingerichtet und Böden eingezogen. Eine weitangelegte Ummauerung legte sich um die dem Turm voraufgegangene Burg. Diese bildete den Mittelpunkt des ausgedehnten, einst von den Herren von Strättligen (Straetlingen, Stretlingen) beherrschten Gebietes. Es erstreckte sich vom obern Gürbetal längs der Stockhornkette bis zum «guldinen hof» in Spiez und seeaufwärts gegen Leissigen. Zahlreiche Dörfer lagen im Bann der Familie. Die Herren von Strättligen sind, wie Rudolf von Fischer schreibt, das geheimnisvollste und rätselhafteste aller oberländischen Geschlechter. Nach der Überlieferung sind sie königlich-burgundischen Geblüts, später finden wir sie im Gefolge Berchtolds IV. von Zähringen. Im 13. Jahrhundert wurden sie in den Machtkampf zwischen Habsburg und Savoyen verwickelt.

Ihre Burg auf dem Bergsporn wurde von den Bernern kurz vor der Laupenschlacht als «Kyburgergut» gebrochen. Mannenberg und Laubegg, ihre festen Plätze im Simmental, gingen durch Verkauf an Peter von Greyerz. Spiez fiel in bernische Hand. Anna von Strättligen, Gemahlin Ulrichs von Erlach, liegt als letzte ihres Stammes in Bremgarten bei Bern begraben.

Die Familie sass aber nicht nur am Rand der Berge, wir begegnen ihr auch im offeneren Gelände. Mehrere Sitze im Thunerland erinnern an ihren Namen.

Schadau – Wahrzeichen am Ausgang des Sees

Ein Sässhaus gab es bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Damals hatten es die Herren von Strättligen vermutlich als ein ursprüngliches Reichslehen inne, vielleicht Rudolf und Johann, die Söhne des Minnesängers und Liederdichters Heinrich III. Von Johann auf jeden Fall, dem Schwiegervater Ulrichs III. von Bubenberg, gelangte das Besitztum an das aufstrebende patrizische Geschlecht dieses Namens. Doch die Bubenberg sassen bereits auf Spiez, und so haben sie die Schadau weiterverliehen. Ihre Nachbesitzer wurden die Herren von Wichtrach. Peter aus diesem Hause besass den Freienhof in Thun. Er vererbte das Sässhaus am See auf seine Tochter Elisabeth, die die Besitzung ihrem Gemahl, dem Walter von Erlach, in die Ehe brachte. Als erlachisches Eigen wird der Sommersitz vor den Toren Thuns vermutlich einen etwas «herrschaftlicheren Anstrich» bekommen haben.

Das Haus blieb lange Zeit in den Händen der genannten Familie und erhielt während des Dreissigjährigen Krieges den wehrhaften, von

Schloss Schadau bei Thun

Aquarell von Albrecht Kauw aus dem Jahre 1672.
Bernisches Historisches Museum; Farbphoto K. Buri, Bern

Albert Kauw dem Älteren 1672 in einem Aquarell festgehaltenen Charakter – ein «Hauptschloss» im Winkel von Aare und See, westlich und nördlich davon mehrere Nebengebäude, eine ringsum laufende, zinnengekrönte Mauer. Zwei Türme mit hohen, in den Himmel stechenden Helmen. In diesem Hause wohnte Johann Rudolf von Erlach, der 1668 als Schultheiss nach Thun kam, hier fristete sein Enkel Sigmund, «Brigadier in Frankreich», schöne Tage.

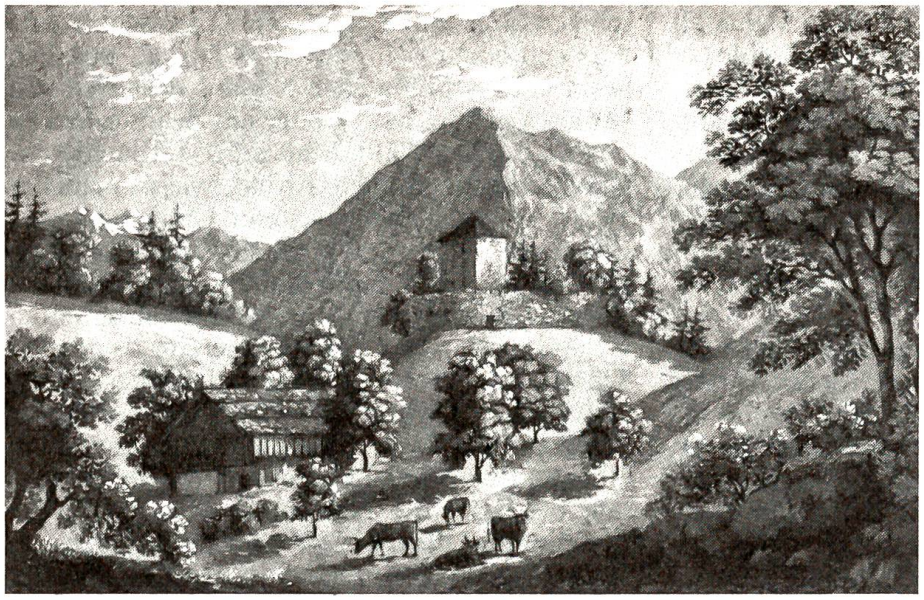
Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gelangte die Schadau auf dem Wege des Tausches «mit allen Zubehörden» an Bernhard May, den Landvogt von Trachselwald. Ein landwirtschaftlicher Betrieb war damals mit dem Schloss verbunden, Rebland und eine Alp im Kiental. Zur unmittelbaren Umgebung gehörten nach Rudolf von Fischer neben 33 «Mähden Landes» die «Lust-, Kraut- und Baumgärten» des Schlosses. Mit dem Landsitz war auch Bernhards Enkel Albrecht Friedrich May eng verwachsen. Er diente der helvetischen Regierung als Lehenkommissär. Man nannte ihn «May von der Schadau». 1837 veranlassten ihn «widrige Umstände», die Schadau an den Pariser Bankier Denis de Rougemont zu veräussern. Dieser war Besitzer des Löwenbergs bei Murten, des «Hôtel Du Peyrou» in Neuenburg sowie der der Schadau schräg gegenüberliegenden Chartreuse. Er nannte sich Rougemont von Löwensberg und liess am Ende der vierziger Jahre auf der Schadau das neue, noch stehende Schloss aufführen, einen etwas gespreizten und klotzigen Bau im Stile der «Türmchengotik».

Von den Rougemont ging die Besitzung an ein Konsortium über, das das Schloss und einen Teil des Parks der Einwohnergemeinde Thun abtrat. Diese richtete im Erdgeschoss einen Gastbetrieb ein, die Räume im ersten Stock dienen wechselnden Ausstellungen.

Die «Chartreuse« im Bächigut

Das Bächigut bildete einst, wie Jahn schreibt, einen Landsitz «mit Reben, Matten und Lustwäldchen». In diesem Paradiese lag da, wo die Grenzen zwischen See und Strom sich verwischen, das Hofstettengut, ein «Landschaftsgarten» mit einem schmucken Wohnsitz, der dem bernischen Schultheissen Niklaus Friedrich von Mülinen gehört hat. Weiter am See hin locken buschige Ufer, Wald, Matten: das «Bächigut». Geschichtlicher Boden. Er hat, wie so mancher andere Platz in Thuns weiterer Umgebung, den Edlen von Strättligen zum Aufenthalt gedient. Im Besitze dieses zauberhaften, vom Gold des Weinbergs, vom Grün der Tannen umsäumten Geländes, der auf dem Gegenufer liegenden Schadau, des Hofes in Spiez und der Feste oben am Gwattstutz vermochte dieses Geschlecht ein Auge auf die Wege zu werfen, die ins «innere Oberland» führten. Doch es waren wohl ebensosehr die Reize der Landschaft wie strategische Erwägungen, die die Herren von Strättligen von ihrer Hügelburg hinunter an die Gestade des Wendelsees führten. Hier «im Bächi», so erzählt man, dichtete, wenn der Lenz blaute über Berg und Wasser, «Her Heinrich» sein Lied von «Frouwe, bluomen unde klê», von Minnenot und «der senden quâle».

Der Adel verarmte, der Notstand traf auch die ritterlichen Sprosse von Strättligen. So sah sich ein anderer Heinrich aus diesem Stamme 1326 genötigt, dem Thuner Stadtbürger Heinrich von Veltschen «alle seine Güter zu Bäche», die dieser vorher von ihm zu Lehen trug, zu überlassen. 1380 teilten Anna Senn und Elisabeth von Veltschen die Reben im Bächi, die ihrem gestorbenen Bruder Jost Senn gehört hatten. 1396 vergabte die genannte Anna Elisabeths Tochter, ebenfalls einer Anna, und deren Gatten, dem bernischen Schultheissen Petermann von Krauchthal, ihren Anteil am Weinberg. Anna von Krauchthal-von Veltschen hinterliess, als sie 1496 als Witwe verschied, ein grosses Vermögen. Es floss verschiedenen wohltätigen Stiftungen zu, unter anderm auch dem Seilerinspital in Bern. Das Haus im Bächi und den dortigen Rebgarten vermachte sie den Kartäusern auf dem Torberg. Die geistlichen Brüder stifteten auf dem neuerworbenen Grund und Boden ein Priorat, eine «Cartusia», die der Besitzung, nachdem sie später in weltliche Hände übergegangen war, den Namen gab (Kartause, französisch Chartreuse). Wir vernehmen wenig aus der Zeit, in der die Mönche



Strättlingen
Aquatinta von R. Iselin nach einer Zeichnung von C. Burgener, um 1800; Schweiz. Landesbibliothek, Bern

beteten und ihre Gärtlein pflegten. Dem Treiben auf den grossen Schauplätzen der Geschichte abhold, arbeiteten sie in stiller Zurückgezogenheit. Sie konnten sich nicht allzu lange ihres Fleisses erfreuen, setzte doch die Reformation in bernischen Landen dem Wirken der Orden ein Ende. Die Kartause gelangte an die Obrigkeit und wurde als Staatsdomäne in Pacht gegeben. Wir sehen sie nacheinander mit dem Schloss Oberhofen, der Pfarre von Hilterfingen und der Kastlanei in Wimmis verbunden. Die schmalen Einnahmen des dortigen Landvogts wurden durch den Ertrag des Bächigutes aufgebessert.

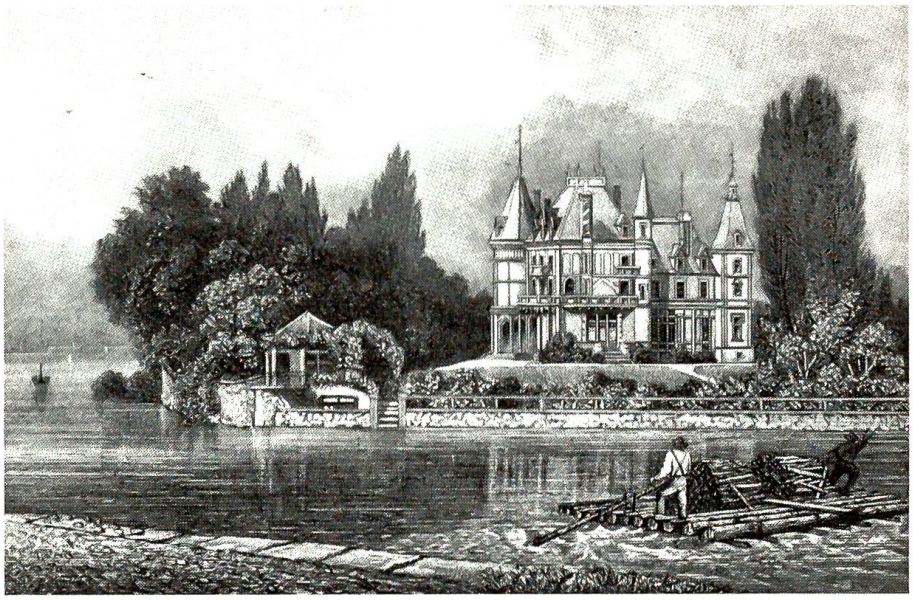
Die Besitzung umfasste bei sechzehn Jucharten Reben, die «bei Frutigers Haus», «im Kelli», «in der Rufenen», im Eichbühl und an der Burghalden zu Oberhofen gelegen waren. Zu den Weinbergen gehörte ein Wohnhaus mit «Kelter», einem Keller, in dem neben der Presse die Bottiche und Fässer lagerten.

1806 hatte sich der schon genannte Schultheiss von Mülinen hier angesiedelt. Er war ein «feingebildeter Staatsmann» und zog sich gern aus dem Felde der Politik in die Einsamkeit der Kartause zurück. Längst wirkten hier Bauer und Winzer. Die einst klösterliche Anlage diente den Aufgaben der Landwirtschaft. Gerade die Geschichte des Hauses mochte den Schultheissen locken. Er liess an der Stelle des alten einen neuen Bau aufführen: eine Campagne von persönlichem Stil. Gabriel Lory Vater hat uns ihr Aussehen in einer Zeichnung überliefert. Es war ein kirchenähnliches und zugleich schlossartiges hohes Gebäude, dessen stolzer Turm in einen gotischen Helm ausläuft. Eine weite, offene Halle schmückte seewärts die Fassade, Fenster im Spitzbogenstil liessen das Mittelalter neu erstehen.

Niklaus Friedrich von Mülinen gab sich vaterländischen Studien hin. Er war mit dem Grafen Stadion und mit dem Geschichtsschreiber Johannes von Müller befreundet, vertiefte sich in seinem Landhaus in eine umfangreiche Bibliothek und Handschriftensammlung, widmete sich einem ausgedehnten Briefwechsel und rief Gesinnungsverwandte zu sich zu bildendem Gespräch und Austausch der Gedanken. Im Turmsaale hingen die Bilder berühmter Eidgenossen, von Vaterlandsliebe kündeten die Denkmäler im Park des Bächihölzlis. Es war ein Leben: froh und besinnlich, den Musen, den Künsten geweiht.

Der Geist der Zeit war diesen Studien nicht günstig – Niklaus Friedrich von Mülinen musste die Kartause veräussern. 1831 gelangte sie an den Neuenburger Bankier Rodolphe-Emile-Adolphe de Rougemont, Sohn des in Paris niedergelassenen Denis. Der neue Besitzer fügte dem Stammhaus Wohn- und Wirtschaftsgebäude hinzu und suchte den Ertrag zu mehren. Seine Witwe verband sich dem preussischen

Baron von Parpat. 1890 ging das Besitztum an den aus dem Emmental gebürtigen Kaufmann Johann Gerber über, der in Neuyork wohnte. Von ihm erwarb 1896 Moritz Kurt Freiherr von Zedtwitz Haus und Umschwung. Er war mit einer begüterten Amerikanerin verheiratet, und beide kamen überein, am Hang des Hügels vor dem Bächihölzli ein neues Schloss zu erstellen. Unter der Leitung des Münchner Architekten Gabriel von Seidl erstand ein protziger Renaissancebau mit Türmen, Terrassen, volutengeschmückten Giebeln. Die Familie vermochte jedoch das bauliche Ungetüm in den Krisenjahren nicht zu halten. 1940 begann die «Idyll AG» mit dem Umbau und teilweisen Abbruch. Was da beziehungslos geschaffen worden war vor einem knappen Jahrhundert – nach kurzem verflog es. Hat sich etwas gehalten vom Geist jener frühern Kartause, von der Friedrich von Wyss und Sigmund von Wagner erzählen?

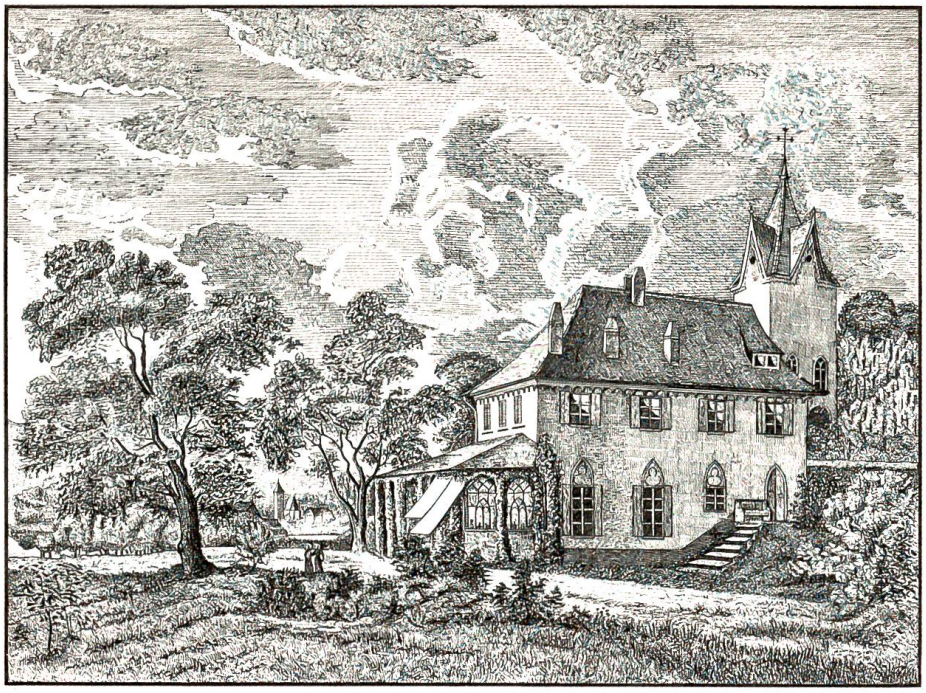


Schadau bei Thun
Stahlstich von Rüdisühli, um 1850;
Schweiz. Landesbibliothek, Bern

Hünegg – lebendige Vergangenheit

Alemannen haben hier die Axt angesetzt und den jungfräulichen Wald gelichtet, Söhne, Nachfahren eines Hilto oder Hiltolf; daher der Name Hilterfingen. Mit ihren Stammesgenossen geraten sie unter die Herrschaft der Franken und ihrer Kronnachfolger auf reichisch-germanischem Boden. Freie auf eigenem Grund. Später schiessen Türme auf, entstehen kleine und kleinste Twinge und Herrschaften. Althergekommene Freiheiten gehen halb oder ganz verloren. Auf ihrer Warte am See wachen die Herren von Oberhofen über die von ihnen abhängigen Uferbauern. Ihnen folgen als Inhaber des niedern Gerichts die Augustiner vom Stift Amsoldingen, später die Kartäuser. Die hohe Gerichtsbarkeit gelangte nach mancherlei Wechsel an Bern.

Keine ortseigene Burg erhob sich auf dem Schwemmfächer des vom Haltengraben heranrauschenden Dorfbachs. Keine Ritterschaft sammelte sich in dieser Wildnis von Stein und Geröll zu Turnier und kampffroher Ausfahrt. Dafür bimmelte das Messglöcklein von dem auf einem Sporn der Nagelfluh errichteten Gotteshaus. Es wurde dem heiligen Andreas, dem Schutzpatron der Schiffer, geweiht. Von einem Gutssitz grösseren Ausmasses auf dem Eichbühl redet spätere Zeit. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging dort der englische Botaniker P. S. Brown mit dem Bauer Ulrich Flückiger seltenen Pflanzen nach. Browns Nachfolger, der Berner Altertumsforscher Gustav Karl Ferdinand von Bonstetten, der mit Albert Jahn zahlreiche archäologische Grabungen durchführte, hat 1860 im Eichbühl ein Schloss «in schwedischem Holzstil» errichtet. Es handelt sich um einen mehrgeschossigen Bau mit reicher Fensterfront, luftigen Balkonen, steilem Dach und kühn aufstrebenden Giebeln.



Gustav Keller: Chartreuse bei Thun 1826
Nach einer Lithographie von E. Ph. Sixtus gezeichnet;
Schweiz. Landesbibliothek, Bern

Nicht nur Bonstetten baute, auch sein Nachbar, der preussische Junker Albert Emil Otto von Parpart. Er war Kammerherr am Hofe König Wilhelms IV., ein leidenschaftlicher Kunstsammler und Maler. Seine Gattin Adelheid Sophie Margaritha, eine geborene Bonstetten vom Eichbühl und Witwe des 1831 in den Besitz der Chartreuse gelangten Rodolphe-Emil-Adolphe de Rougemont, dürfte ihren Gemahl bewogen haben, auf dem Seebühl einen Herrensitz aufzurichten. Parpart übertrug die Pläne und die Ausführung des Baues dem Berliner Architekten H. Schmieden, der die Ausstattung den einheimischen Handwerkern zuwies. Wald, ein Schreiner aus Thun, und seine Berner Zunftgenossen Welti, Kuhn und Bomonti schnitten die Wandverkleidungen. Genfer Werkstätten verfertigten die bildhauerische Arbeit. Dr. L. Stantz fügte die Glasmalereien hinzu. Der Baumeister Hoof aus Thun leitete für den abwesenden Schmieden die Bauhütte.

In der Zeit von 1861 bis 1863 erstand ein Schloss mit über fünfzig Räumen. Es zeigt das Gesicht der französischen Renaissance und knüpft in seinen Einzelteilen an die Loireschlösser an, an Blois, an Chenonceaux. Da man bei der Setzung der Fundamente auf frühgermanische Gräber stiess, taufte Parpart seine Schöpfung auf den Namen «Hünnegg». Anklänge an germanische Vorzeit, an Riesen, an Heldengestalten. Der Erbauer des Schlosses schöpfte aus dem Formenvorrat früherer Epochen, aus der Spätgotik, aus der Renaissance. Türkisches spielte hinein. Der Zeitgeist liebte das Nebeneinander, Ineinander der Stile.

1893 ging das Besitztum aus den Händen des Hauptmanns Franz Ludwig von Parpart an den Handelsrichter Karl Lehmann aus Berlin über, und von diesem erwarb es sechs Jahre später der Industrielle Gustav Lemke-Schukart aus Wiesbaden. Dieser modernisierte das Schloss im Jugendstil. Möbel und Dekorationen, in denen feingeschwungene, an pflanzliche Elemente anklingende Formen herrschen, ersetzen jetzt die Schwere der Renaissance; Blattwerkmmotive der Gotik sowie der japanische Holzschnitt liefern manche Vorlage.

Oskar Haag, der 1939 von Lemke das Schloss übernahm, änderte wenig, und so gelangte die Hünegg 1958 in der Ausstattung an den Staat Bern, in der sie um die Jahrhundertwende geschaffen worden war. Ein Museum erstand. Kein Museum im herkömmlichen Sinne, in dem die zur Schau gestellten Gegenstände aus den verschiedensten Landesteilen herbeigeschafft und aufeinander abgestimmt werden, ein Museum vielmehr, das uns als ein geschlossener Körper entgegentritt und die Gegenstände so

vor uns hinlegt, wie der Mensch sie gebraucht, mit ihnen gewohnt hat. Das Schloss veranschaulicht den Lebensstil des Grossbürgertums, wie er sich in der Zeit zwischen dem Deutsch-Französischen Kriege und dem Ersten Weltkrieg entwikkelt hat.

Und dann: es zählt nicht das Haus allein. Parpart hat den einstigen Rebberg in einen Park umgewandelt, in dem er seltsame Bäume, exotische Nadelhölzer von «gigantischen Ausmassen», Zedern, den Mammut- und den chinesischen Gottesbaum – «Ginkgo biloba» – angesiedelt hat.

Schloss Hünegg bei Hilterfingen
Photo Greti Oechsli, Bern

Auf der Egg

Über das Eggut zu Thierachern schreibt Edward Bähler im «Neuen Berner Taschenbuch auf das Jahr 1913»: «Der Landsitz ... gehört ... zu den einfachsten Vertretern seiner Gattung. Ein einstöckiges Herrenhaus, mit hohem, vorn und hinten abgewaltem Steildach, die Frontseite mit gewaltiger Rundung versehen, erhält der Bau einen gewissen Reiz durch einen an der Hauptfront nach Süden angebauten, mit einem Mansardendach gedeckten Seitenflügel.» Bähler erwähnt weiter die nach Westen gelegene gewaltige Scheune, «eine der stattlichsten ihrer Art», die Ökonomiegebäude und die «gegen den Dorfplatz der Egg» gerichtete Pächterwohnung. Nach Süden dehnen sich «auf hoch gemauerter, epheuumrankter Terrasse» die Gartenanlagen, schattenspendende Baumgruppen, Züge von Hecken, sorgfältig gepflegte Bosketts. Ein genussreicher Blick bietet sich von dort auf Pfarrhaus, Kirche und Mühle im untern Dorfteil und auf den aus der Ebene der Kandermatten inselartig aufsteigenden «Rebberg». Im Osten winken die leichtgewellten Hügel des Emmentals, mittagwärts leuchtet der Kranz der Alpen. Ein «Naturgemälde» voll des Friedsamen, Heitern. Verlorenes Paradies?

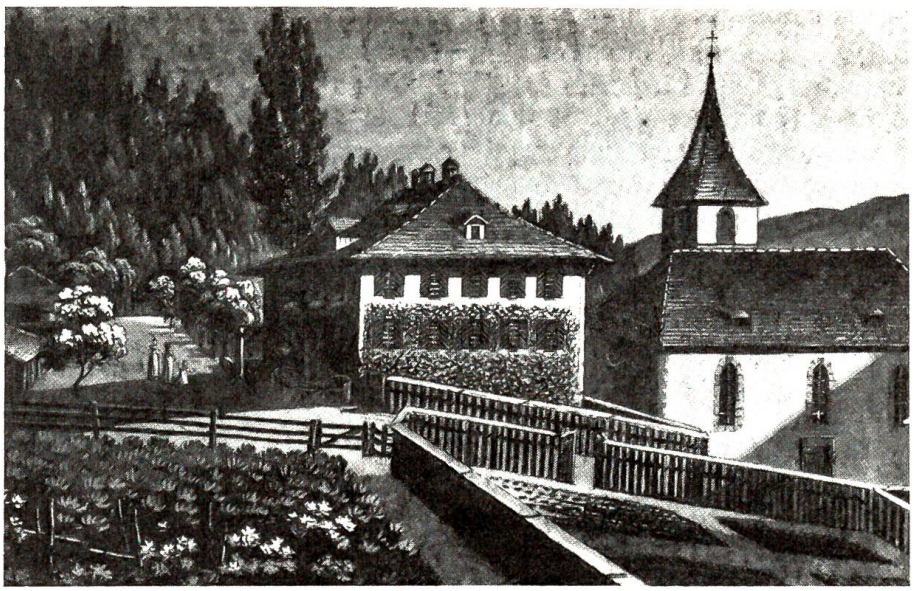
Abraham Schellhammer spricht weniger freundlich von der Egg. Das Dorf, so erklärt er in seiner aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammenden Topographie, liegt «meistenteils auf einem wüsten, unebenen, harten Boden zerstreuet, zum Teil wild und morastig». Samuel Studer wiederum, der uns eine handschriftliche Beschreibung der Gegend hinterliess, hebt die Schönheit der Landschaft hervor. Er vermutet, dass die Anhöhe des Eggutes den Rand eines «alten Sees» gebildet habe, aus dem der «Rebberg» oder «Salzbühl» als kleiner Buckel herausragte. Die Uferhalde war schon früh mit Wald und Gesträuch bewachsen. Der Seegrund heute: Ebene. Weideland. Streifen von Korn und Getreide. Steine dazwischen, vom Gletscher hier

liegengelassen. Rings eine «herrliche Aussicht» über «angepflanzte Hügel», auf Dörfer, Schlösser und Landhäuser. Dieser Lage gedenkt auch der Komponist Ludwig Spohr, der die Sommermonate des Jahres 1816 im Wirtshaus «Zum Löwen» verbracht hat. Spohr rühmt die «verschiedenen Ansichten» von einem Tage zum andern, die Abende mit Lichterglanz, die Berge verhängt von Wolken.

Johann Georg Koch hat die Egg auf einem Bilde festgehalten, P. Birrmann fertigte eine Litho vom Ort und seiner Umgebung an, Studer zeichnete das vor ihm gebreitete Panorama. 1764 die Entdeckung alter Gräber. Bähler meint, es könnten Allobroger sein – gallische Vorfahren zum mindesten sind für die Gegend bezeugt. Einiges Gemäuer weckt die Erinnerung an das Mittelalter. Keine sicheren Spuren für ein Hochgericht. Dafür das Wort der Apostel: 1225 die Kirche zum heiligen Martin, ein Bau von hohem Alter. Elf Jahre später in einer Urkunde als Zeuge ein Walter von Thierachern; 1276 ein Johannes gleicher Herkunft, Kanonikus von Amsoldingen. Dann mehren sich die Namen derer «von Thierachern»: ein Ruf, Besitzer eines Hauses in Bern, eine Ita, begütert zu Mühledorf, ein Thomas, Inhaber von Gütern auf dem Schneggenbühl bei Oberhofen. Ob es sich um die gleiche oder um mehrere Familien handelt? Ob sie ortsherrliche Rechte ausgeübt haben? Die Pergamente schweigen. Dagegen nennen die Urkunden die Edlen von Strättligen als Inhaber des Dorfes. Sie treten ihre Rechte eines Tages an das Haus Österreich ab, das Hartmann von Burgistein als Lehensträger einsetzt. Nach dem Sempacher und Freiburger Krieg gelangt Thierachern mit anderm österreichischen Besitz unter die Hoheit Berns. Die am Ort haftenden herrschaftlichen Rechte verkaufte 1607 Rudolf Rennen der bernischen Obrigkeit.

Die Rennen oder Renno erscheinen seit dem 14. Jahrhundert als Landleute in Thierachern. Ein Clewi war hier Ammann; ein Ruf, «Inhaber sämtlicher Zehnten» am Orte, besass 1573 ein Gut auf der Anhöhe der Egg. Es handelt sich, wie Bähler mitteilt, um das mit dem Namen «Frohnhof» bezeichnete steinerne Gebäude, das an der Stelle des heutigen Gasthauses zum Löwen seine Mauern erhob. Die Familie teilte sich unter den Enkeln dieses Ruf in zwei Linien: Burkhart und seine Nachkommen sassen oben auf der Egg; Rudolf, ein weit herumgekommener und in der Stadt Thun zu Ehren und Ämtern aufgestiegener Mann, errichtete in der Nähe der Kirche ein Riegelhaus. Es war ein stattlicher Bau, die Türen mit Pilastern geschmückt, die Wände ausgekleidet mit Renaissancegetäfel, Wappenscheiben zierten die Fenster. Die beiden Linien, die «obere» und «untere», starben aus. Anna, die Tochter Rudolfs, heiratete den Hans Rudolf Zender von Bern, dessen Sohn David später mit seiner Familie das genannte Haus bei der Kirche bewohnte. Burkharts Stamm erlosch mit Margaretha und Katharina, den Töchtern seines Urenkels Hans Rudolf. Die erstere brachte ihrem Gatten, dem Arzte Dr. Johann Rubin aus Thun, das Eggut in die Ehe, die letztere setzte ihren Angetrauten, den Franz Wild, in den Besitz der «Dependenzen und Ländereien». Wild versuchte, den ihm zugeflossenen Besitz aufzurunden, und kaufte 1680 vom Wirt Ludwig Moser die etwas südlich vom Rennenhause gelegene Gastwirtschaft, jenen Bau, aus dem mit der Zeit der spätere Landsitz auf der Egg hervorgehen sollte. Wild, verzwistet mit Dr. Rubin, verkaufte jedoch bereits 1685 seinen ganzen Grundbesitz in Thierachern dem Friedrich von Graffenried von Trimstein. Dieser baute an das damalige Wirtshaus den noch heute bestehenden Nebenflügel an und wohnte fortan mit seiner Familie in diesem neugeschaffenen «Herrenstock» Wand an Wand mit den wechselnden Lehenwirten, den Megert, Hirschi und Zaugg. Friedrichs gleichnamiger Sohn erweiterte das Eggut und liess neue Ökonomiegebäude aufstellen. In die Zeit seines Wirkens fällt die Ableitung der Kander in den Thunersee. Der alte Mühlebach versiegte. Um den Wasserausfall wettzumachen, entschied der Rat, den Glütschbach durch das ehemalige Bett der Kander zu leiten. Heisse Zeiten. Sie wurden verdüstert durch einen Prozess, den Friedrich von Graffenried wegen eines Holzrechtes mit der Gemeinde führte. 1728 starb er. Sein Sohn – wieder ein Friedrich – versuchte das Eggut zu versteigern. Ein Misserfolg, der ihn und seine Mutter bewog, das bereits Veräusserte

wieder an sich zu ziehen. Ein Wechsel auch in den Besitzverhältnissen Dr. Rubins. Dessen Anteil an den thierachernschen Gütern gelangte 1747 samt dem Fronhof über den Landschreiber Jakob Dillinger an die Gemeinde. 1762 verkauften die Erben Friedrichs von Graffenried ihre Güter auf der Egg erst an Beat Fischer, Schultheiss von Unterseen, und als dieser vom Handel zurücktrat, an Jakob Studer. Jakob und sein Bruder Samuel erwarben das «Rubinsche Haus» hinzu, tauschten einige Jucharten Wald ab und begannen zu bauen: von 1763 bis 1764 eine Scheune mit mächtigem Dach, ein Jahr später den neuen «Löwen», der, wie wir bereits angedeutet haben, den Fronhof alten Herkommens ersetzte. Ein heimatkundlicher Schilderer rühmt an diesem «Löwen» die «Gallerien», die «massiven und dabei wohl proportionierten Formen». Dann wandelten die beiden emsigen Bauherren das überflüssig gewordene frühere Gasthaus mit dem angesetzten Herrenstock in einen grosszügig angelegten Landsitz um, der mit seinem Garten, seinen Dependenzen der Egg einen kräftigen Akzent schenkte. Noch während der Arbeiten starb 1765 Samuel Studer. 1786 folgte ihm sein Bruder ins Grab. Das Eggut blieb im Besitze der Familie, deren einzelne Glieder, die Nachkommen Samuels, im Staats- und Kirchendienst sowie in den Wissenschaften ihre Spuren zogen.



Jakob Samuel Weibel (1771–1846): Thieracheren
Aquatinta; Schweiz. Landesbibliothek, Bern

Auf der Egg trieb der als Theologe und Naturwissenschafter bekannte Samuel Emanuel Studer seine Forschungen an Insekten, Schnecken und Muscheln, hier erwachte in Sigmund Gottlieb, seinem Bruder, die Liebe zur Natur, las er Hallers «Alpen», zog er mit seinem Freunde Sigmund Wagner in die Berge. Hier auch holte sich Sigmund Friedrich Bitzius, Gotthelfs Vater, seine erste Frau. 1790 kaufte der Major Gottlieb May den Landsitz auf der Egg, und vier Jahre später erwarb sein Bruder Karl das nahegelegene, 1664 von der Egg abgetrennte Mühlemattgut und nannte sich May von Thierachern. Gottlieb steuerte seine Gutsherrschaft unangefochten durch Helvetik und Mediation, verkaufte sie aber 1819 dem Lehenwirt Christian Bieri, der das Wirtshaus und den benachbarten Herrensitz, in dem der Arzt Johann Gugelmann seine Praxis ausübte, zur Aufnahme von Kurgästen einrichtete. Nach Bieris Tod gingen Gut und Wirtschaft durch verschiedene Hände. Sie blieben bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus ein Anziehungspunkt der Naturfreunde, Maler und Dichter. Gut aufgehoben war man auch auf der Mühlematt, die von Mays Witwe an Rudolf Gabriel von Stürler und von diesem im Tausch gegen Güter in Jegenstorf an Johann Rudolf von Stürler übergegangen war. Auf der Mühlematt lebte Stürlers Schwägerin Anna Katharina von Weiss. Sie war mit der Mutter August von Platens befreundet, und so suchte der Dichter eines Tages die Mühlematt auf. «Ich befand mich», schreibt er im Tagebuch, «im Kreise einer ganz vorzüglichen und wahrhaft glücklichen Familie.»

Johann Rudolfs gleichnamiger Sohn, der 1830 das Mühlemattgut übernommen hatte, vererbte es seiner Frau Louise Françoise Tribolet, und diese verkaufte es dem Politiker und spätern Freischarenführer Johann Karlen. Nach dessen Wegzug nach Amerika gelangte die Besitzung an die Eidgenossenschaft.

Bellerive – Traum aus vergangenen Zeiten

1961 haben der Staat Bern und die Gemeinde Thun das Bellerive-Gut angekauft und den Park der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Dieser Park mit der von Silberpappeln bestandenen Insel liegt ungefähr dreiviertel Fussstunden von Thun und befindet sich, wie Jahn schreibt, in der Mitte eines zirkelförmigen, vom Thunersee gebildeten Busens. Am Ufer hin und landeinwärts gegen Norden breitet sich ebenes Gelände, strekken sich Wiesen, Äcker, kleinere Siedlungen. Die Firste einzelner Höfe erheben sich längs der Strasse bis an den Saum des vom See her streichenden, dem früheren Lauf der Kander folgenden und gegen Nordwesten sich verlierenden Moränenzuges: die Häuser von Watt oder, wie sie im Volke heissen, «im G'watt», im «wattigen Boden». Vor hundert Jahren und mehr ein stilles Dorf. Zerstreute bäuerliche Heimwesen, eine Getreidemühle, eine Wirtschaft. Zwei, drei Kramläden, bescheidenes Handwerk.

In einem Vertrage zwischen dem Bischof von Sitten und Bern wird der Ort 1290 genannt. Um 1320 waren der Freie Walter von Ried und das Chorherrenstift Amsoldingen hier begütert. Die herrschaftlichen Rechte lagen in Händen der Freiherren von Strättligen und ihrer Nachfolger, den Bubenberg und Erlach. Es scheint, dass mit dem Übergang eines Teils des ehemaligen Strättliger Besitzes an den Kaufmann Bartlome May der Gürtel am See nicht mitbetroffen wurde. Nach wie vor sahen dort die in Spiez sitzenden Erlach zum Rechten. Aus Urkunden des 16. Jahrhunderts geht hervor, dass mit dem Gut in Gwatt «seit alter Zeit» auch eine Wirtschaft verbunden war. Am Weg nach dem Simmental gelegen, diente sie den Oberlandfahrern als Rastplatz. 1679 erscheint ein Abraham von Werdt als «Gastgeb».

Das Gut lag nach dem Dreissigjährigen Krieg in den Händen eines Hans Hofstetter. Er entrichtete von seinem Baumgarten einen Bodenzins von zwei Pfund Pfennigen ins Schloss Spiez. Sein Nachfolger war der bereits betagte Kastlan Bachmann. Von dessen Witwe gelangte die Besitzung an den Handelsmann Stephan Brand. Dieser war in einträglichen Geschäften aufgestiegen. Er führte die Erzeugnisse der Alpwirtschaft – Käse, Butter und Felle –, das beliebte Spiezer Kirschwasser und den würzigen Seewein auf die Märkte von Thun und Bern und erwarb aus dem Erlös im Bereich der einstigen Strättliger Herrschaft Häuser und Grundstücke. Die Sage redet ihm nach, er habe mit dem Teufel paktiert und sei so zu seinem Reichtum gekommen. 1756 – er fuhr, wie es heisst, von einer Taufe in Hilterfingen über den See – ging sein Heimwesen in Gwatt in Flammen und Rauch auf. Gottlieb Jakob Kuhn hat das schmerzvolle Ereignis besungen.

Auf Brand folgte der Hauptmann Minnig von Latterbach als Besitzer des Gwattgutes. Er hatte in Carolina als Oberstleutnant Militärdienst geleistet und überliess 1763 seinen Besitz am Thunersee dem Dragoner-Hauptmann Emanuel Friedrich von Fischer. Dieser, aus der Linie der «Postherren» stammend, begründete den Zweig der Fischer von Bellerive. Er wurde 1732 geboren, gelangte 1764 ins Kollegium der Zweihundert und bald darauf ins Stadtgericht und kam 1770 als Landvogt nach Erlach. Später wirkte er im Kleinen Rat, er wurde Böspfenniger, Präsident der Direktion der Berner Salzwerke, Venner und Feldkriegsrat. Im Dienste der Republik übernahm er in den Jahren vor dem Umsturz eine Reihe wichtiger Aufgaben. In der Helvetik zog er sich auf sein Gut in Gwatt zurück. Dort hatte er 1780 anstelle des früheren Hauses einen Landsitz in klassizistischem Stil aufführen lassen. Der Geometer Schmalz fertigte bei dieser Gelegenheit einen Plan der zum Fischerschen Gute gehörenden Parzellen an. Es zählten dazu die Moos-, Buchholz- und Seematte, die Guntelsey und die «Weid beim Pulverturm». Zum Um-

schwung der neuen Campagne gehörte auch das ungefähr gleichzeitig entstandene Pächterhaus. Schmuck hebt sich der herrschaftliche Bau aus dem Grün des Gartens. Der auf zwei Stockwerke bemessene Mauermantel besitzt eine beinahe quadratische Form. Die nach Nordwesten schauende Front umgreift fünf Fensteraxen. Sie wirkt ruhig und geschlossen. Ausgewogen ruht das von Stabwerk gerahmte Portal im Gesamt der Fläche. Die Südostseite wird durch einen Anbau gekennzeichnet, der den ursprünglichen Grundriss erweitert. In die Mauer eingelassene Säulen gliedern hier die Fassade, in die im Anfang des 19. Jahrhundert zu ebener Erde eine Laube ausgebrochen wurde. Diese fiel zum Teil einem spätern Umbau zum Opfer. Gleichzeitig mit der Errichtung der Laube erhielt die Nordostseite baulichen Zuwachs: ein pavillonartiger Anbau in der Form eines halbierten Achtecks unterbricht dort die gerade Linie. Die Fenster des Hauses sind rechteckig gefasst, die Eingänge betonen mit Kartusche und Rundung das Erbe des Barocks. Das abgewalmte Dach ist leicht gebrochen. Es trägt einige Lukarnen. Zwei Urnen schmücken den First.

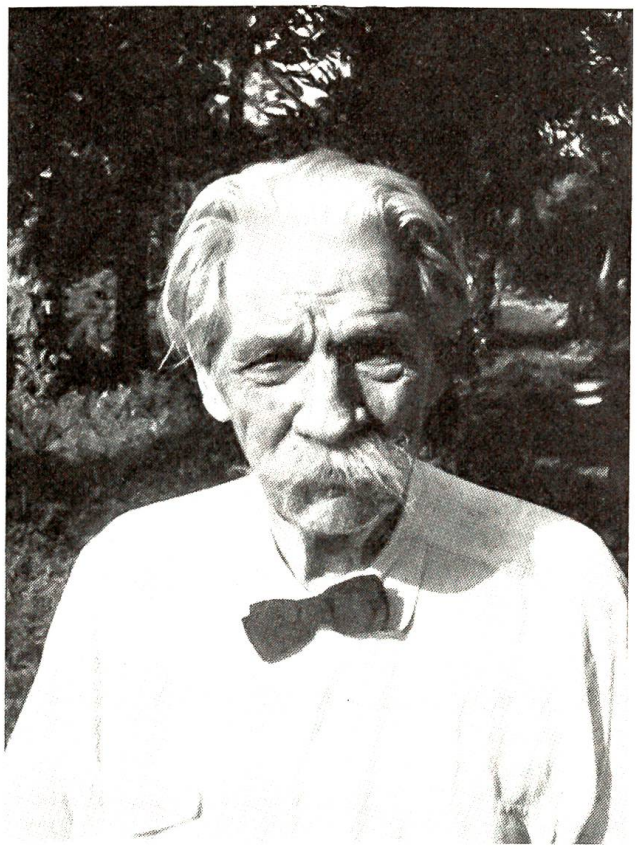
Schloss Bellerive, Gwatt
Photo Greti Oechsli, Bern

Fischer wollte sich wohl fühlen. Ein Park mit malerischem Weiher und mächtigen Springbrunnen sollte zum Verweilen einladen. Um den See möglichst bequem zu erreichen, liess der Bauherr einen Kanal ausheben. Die dadurch gewonnene Erde diente ihm zur Aufschüttung einer kleinen Insel. Eine «Rialtobrücke» schwang sich vom einen Ufer zum andern. Damen und Herren der patrizischen Gesellschaft, Offiziere und Diplomaten genossen Fischers Gastfreundschaft, lustwandelten im Garten oder liessen sich im Ruderschiff von den glitzernden Wellen schaukeln.

Sigmund Wagner entwarf 1805 eine anmutige Schilderung von seinem Besuch auf Bellerive. Er schreibt: «Das Gut mit all seinen Anlagen ist ganz die Schöpfung seines gegenwärtigen Besitzers, eines Mannes von sehr vielem Geschmack. Jeder Winkel, sowohl der Wohnung als ihrer Umgebungen, besonders aber die Anordnung eines Lustwäldchens, das zwischen dem Haus und dem See liegt, beweisen den richtigsten Sinn für Schönheit und für Natur. Ein Maler, ein Dichter würde hier ganz in seinem Elemente leben; bei jedem Schritt würde der erstere Stoff zu einem Gemälde, bei jedem Tritt der letztere die Stelle zu einer Idylle finden.» Wagner rühmt das «majestätische Schauspiel» der Schneeberge im Abendrot, das Aufleuchten des Sees, er erfreut sich an all den Schlössern, Dörfern und Weinbergen, die die Ufer kränzen, an den in violette oder blaue Tinten getunkten Höhen.

1811 starb der Schöpfer der Bellerive-Besitzung. Die Campagne fiel an Fischers Sohn Friedrich Ludwig, der sich mit Gertrud Stephanie Gräfin von Randwyk vermählte. Er konnte es nicht hindern, dass 1820 die Strasse von Thun nach

dem Simmental mitten durch seinen Park gelegt wurde. 1830 gelangte die Besitzung an Carl Ludwig Emanuel von Tscharner-von Fischer, an einen Mann, der sich durch seine grosse Vogelsammlung weit über die Landesgrenzen hinaus einen Namen gemacht hat und auf Bellerive zusammen mit Meister Adebar ungezählte Ornithologen und Vogelfreunde empfing. Die Töchter erbten, und das Gut kam an die Familie des Friedrich Rudolf von Wattenwyl-von Tscharner. Die neuen Besitzer gründeten in Gwatt eine Sonntagsschule und ein Altersheim. 1882 kaufte Paul Sury den Landsitz. Seine Söhne veräusserten ihn an Dr. Walter von Bonstetten, der in der Schweiz die Pfadfinderbewegung aufgezogen hat und durch den Architekten Henri von Fischer bauliche Änderungen vornehmen liess. 1922 trat er die Bellerive seinem Sohn Jean Jacques Arthur Alphons ab, und dieser übergab sie 1933 seiner Schwester Betty Esther Charlotte Laure Lambert. Mit dem Übergang an die öffentliche Hand wurde dem Volk ein idyllischer Platz in einer noch unzerstörten Uferzone gesichert. ne.



Dr. Albert Schweitzer 1875–1965
Die Aufnahme zeigt den weltberühmten «Urwalddoktor» und Nobelpreisträger an seinem 90. Geburtstag.
Photopress-Bilderdienst, Zürich

ALBERT SCHWEITZER

Zu seinem 100. Geburtstag

In dem Doppelroman von den Jeromin-Kindern hat Ernst Wiechert einen jungen Arzt gezeichnet, der in seiner Heimat im Gebiet der Moordörfer als ein selbstloser Helfer unter den Armen wirkt. Was der Dichter hier im Bilde geformt hat, es hat im Leben Albert Schweitzers wirkliche Gestalt gewonnen. Ein Künstler und Theologe verzichtet mit dreissig Jahren auf seine Laufbahn als Lehrer, Musiker und Fachschriftsteller, studiert Medizin und begibt sich in den afrikanischen Urwald. Was hat Schweitzer erlebt, bevor er diesen Entschluss gefasst hat? Wie ist er angetreten? Am 14. Januar 1875 die Geburt in Kaysersberg. Albert Schweitzer ist das zweite Kind des Pfarrverwesers Ludwig Schweitzer. Der Grossvater väterlicherseits war Schullehrer und Organist; der Grossvater von der Mutter her hat sich, wie der Enkel schreibt, «viel mit Orgel und Orgelbau» beschäftigt.

Zweite, sehr frühe Station im Leben des Knaben: Günsbach im elsässischen Münstertal. Eine glückliche Jugend mit einer frühen Leidenschaft für die Musik, für die Orgel. Auf dem Gymnasium ein Hang für Geschichte und Naturwissenschaften. Ein vorzüglicher Lehrer bereitet den Zöglingen den Weg ins Griechische und Latein. Nach dem Abgang von der Schule erhält Albert Unterricht beim Pariser Orgelmeister Charles Marie Widor. Im Herbst 1893 bezieht er die